



# Budapestre vonatkozó újságcikkek

Szerző: Rudolf Kleinzschke

Cím: Im Vorverkauf

Forrás: Pester Lloyd

Bp.  
(Helv)

1920. 7/26  
(Idő)

(Köt. v. füz.)

Osztályozás

Tárgy

792

Hely

Idő

"1920"

Személy

## Im Vorverkauf.

Seidem meine Ehe mit Frau Polyhymnia geschieden ist, bin ich Ignorant geworden. Uraufführungen von Opern und Operetten lassen mich kalt wie mein ungeheizter Kachelofen. Und das Spielen der ältesten Sonate von Beethoven bereitet mir mehr Vergnügen als das Anhören des neuesten Gassenhauers.

Meine Tochter hat sich zu dieser abgeklärten Ruhe und Entfugungsfreudigkeit des Kunstverachtenden Vanaufsen noch nicht ganz aufschwingen können. Die glaubt bei jeder der unzähligen Premieren unserer Oper persönlich anwesend sein zu müssen. Und wenn zufällig keine Premiere auf dem Repertoire zu finden ist, dann will sie wenigstens ihren Wagner haben.

„Möchtest Du mir nicht eine Karte zur „Walfüre“ besorgen?“ fragte sie mich neulich. Und da sie von frühester Jugend auf weiß, daß brave Väter auf jede Frage ihrer weiblichen Familienangehörigen immer nur ein Ja als Antwort haben, erschien für sie die Angelegenheit erledigt.

Nun, ich sagte auch diesmal „Ja“. Obwohl das Besorgen von Theaterkarten eigentlich nicht in mein Ressort gehört. Das kostet mir zu viel Zeit und Geld, und mit einem Wort, ich tu's nicht gern. Aber mein Töchterchen ist ein gutes Kind. Sie spielt Klavier nur, wenn ich nicht zu Hause bin, und tanzt mir nicht schon in aller Morgenfrüh einen Joy-Trott vor. So erwuchs mir denn die Pflicht auch einmal ein guter Vater zu sein. Ich tat also Geld in meinen Beutel und machte einen Spaziergang auf die Andrássystraße. Zur Vorverkaufskasse der Oper.

Schade, daß es gerade diesen Morgen in Strömen regnete, — es wäre sonst sehr hübsch gewesen. Auch das lange Stehen vor der geschlossenen Tür des Kassenraumes verlor durch die Feuchtigkeit viel von seiner Annehmlichkeit. Anfangs hatte ich überhaupt geahnt, ich hätte mich in der Adresse

geirrt und wäre vor einen Bäderladen geraten, statt vor die Kasse unserer Nationaloper. So unendlich viele Menschen standen dort und ergingen sich zum Zeitvertreib in staatsgefährlichen Schmähungen über das leidige „Anstellen“. Nur wenn von irgendwo ein Wagen angerasselt kam oder bei einem Geschäftslöral der Kolladen aufgezoogen wurde, verstummte für einen Augenblick das Gespräch und machte einem wüsten Schreien Platz. Weil die Leute dann immer glaubten, die Kasse würde bereits geöffnet. Dann ging auch immer eine mächtige Bewegung durch die sich stauende Menge, als ob eine Titanenhand doreingegriffen hätte und den Menschenknäuel zu einem Riesenknödel formen wollte, wie man es in solcher Größe nicht einmal auf den Tischen unserer notleidenden Bauern mehr findet. Für mich, der ich seit einer halben Stunde ungefähr der Mittelpunkt dieser in Geburtswehen kreisenden Welt war, bedeutete das stets eine wohlthuend erwärmende Massage in dem kalten Bade des stetig rieselnden Regens. Nur daß ich dabei immer weiter von der Kassentür abgedrängt wurde, war mir nicht ganz lieb. Ich wollte ja doch einen Sitz zur „Walfüre“ erstehen, nicht aber mir von der marmornen Sphinx an der Ecke Rätsel aufgeben lassen! Unser heutiges Leben ist ohnehin reich genug an Fragen, für die man keine Lösung findet...

Die wartenden Kunstfreunde fingen bereits an, nervös zu werden. (Mit alleiniger Ausnahme jener, die es früher schon gewesen waren.) Nur ein junges Mädchen stand wie ein blondes Wunder inmitten der Menge und hielt den Blick starr auf

ein Notenblatt in ihrer Hand gerichtet. Es mochte wohl eine angehende Sängerin sein, die sich hier im Regen und in weltentrückter Kunstbegeisterung für das Werk des großen Meisters vorbereitete. Eng an sie geschmiegt, ebenfalls den Blick unerblickt auf das Notenblatt gerichtet, stand ein junger Mann. Wohl auch ein Musikakademiker und angehender Sänger. Denn für einen Pianisten oder Geiger war er schon zu groß. Die sind bei uns nur Wunderkinder, — made in Hungary.

Die Flutwelle einer abermals enttäuschten Hoffnung (diesmal war nur ein Wagenpferd auf dem nassen Asphalt ausgerutscht und zur Erde gestürzt) brachte mich in unmittelbare Nähe der beiden eng aneinander geschmiegtten Kunstjünger. Und da sah ich denn, daß das Notenblatt kein Klavierauszug der Trilogie, sondern ein Orpheumlid war, und hörte, wie die beiden unter allerhand, die Pausen füllendem Liebesgezwitscher den neuesten Gassenhauer einübten. Also wirklich keine „Wunderkinder“, sondern ganz „normale“ Vertreter unserer heutigen Jugend...

Und noch ein anderer war da, dessen Mangel an Nervosität mir gelben Reid erweckte: ein rotbekappter Dienstmann, der in stoischer Ruhe auf das endliche Erreichen seines Opernhauses wartete. Weiß Gott, so viel Musikbegeisterung hätte ich einem Hordar wahrhaftig nicht zugetraut! Nachdem auch er eine Zeitlang mit seinen derben Stiefeln meine Fußspitzen einer erwärmenden Massage unterzogen hatte, fragte ich ihn diskret, ob ihm denn das Warten hier nicht schon zu lange dauerte? Da sah er mich mit einem überlegenen Lächeln an und erwiderte: „Für unserans is Zeit Geld, mein lieber gnädiger Herr. Wann ich am Eck vorn steh' und wart', verdien' ich nix. Aber da wart' ich gern. Da krieg' ich von der gnädigen Frau Kovács für jede Stund' —“

Ich habe leider nicht im Gedächtnis behalten können, wieviel er für jede Stunde Wartens hier bekommt. Die Summe war so schwindelnd hoch, daß sie mit meinen Schriftstellerhonoraren gar nicht in Einklang zu bringen war. Nur das

eine weiß ich noch genau, daß ich mir bei seiner Antwort fest vornahm, in einem allenfallsigen zweiten Leben (wobor mich Gott bewahre!) nichts anderes mehr werden zu wollen, als nur einrotbekappter, nervenstarker Hordat in Budapest...

Endlich wurde die Türe geöffnet. Ich wollte, sie wäre es nie geworden. Der Dampf ums tägliche Brot, das Besteigen eines Straßenbahnwagens ist nichts im Vergleich zu dem Gedränge, das nun losging. Wie im Lied von der Glocke war es: „Völker trachen, Fenster flirren — Kinder jammern, Mütter irren“... Oder wie in der Bibel: „Die Ersten werden die Letzten sein“... Und dann wieder das Lied von der Glocke: „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke“...

Ja, wenn ich wenigstens hätte weichen können! Aber unentrinnbar, wie eine winzige Rosine in dem Riesentüdel der Menschenmasse, mußte ich mich durchkneten lassen von rechts nach links, von links nach rechts, von oben nach unten, von unten nach oben! Ich zähle heute noch beim Aufstehen des Morgens immer sorgfältig nach, ob ich denn wirklich im glücklichen Besitze aller meiner Gliedmaßen bin. Ich kann es immer noch nicht glauben...

Auf irgendeine mir unerklärliche Art war ich endlich durch die schmale Türöffnung in das Innere des Kunsttempels gelangt. Dort war es verhältnismäßig ruhiger. Aber nur verhältnismäßig. Massiert wurde immer noch. Mein gegenwärtiger Massieur war ein biederer Bürger aus der Josef- oder Franzstadt. Genau ließ sich das nicht unterscheiden, denn die Lebensgewohnheiten der Bewohner sind in diesen beiden Stadtbezirken so ziemlich dieselben. Und auch ihre Sprechweise, die mancherlei Anklänge an das „Thurybrückerische“ unserer Schwesterstadt Wien aufweist.

„Berlucht's Kaffeehaus!“ schimpfte mein wohlbeleibter Nebenmann. „Jetzt spirr'n s' da erst die Tür auf, wo der Mensch scho längst in sein' Stammbeisel sitzen kummt!“ Mählich aber nahm sein wütendes Gesicht einen verzückten, sehnsuchtsvollen Ausdruck an. „Und heut gib't dort Schweinschaxerln mit Kraut! Und a Bierl, was si g'waschen hat. Net so a Zweschbenwasser mehr, wie ma's die letzten Jahr' her hat fausen müassen.“

„Ja,“ meinte ich, verständnisvoll seufzend, „der Kunst muß man jedes Opfer bringen.“

„I pfeif auf die Kunst!“ wetterte aber der biedere Bürger. „Und wann mi mei Alte no amal im Theaterbülletter schickt, so bin i ka Narr mehr, daß i mi da anstell' und ausquetschen laß wie a alte Limoni. I geh auf meine Schweinschaxerln und auf mei Bier und sag' meiner narrischen Alten dann ganz einfach, i hab' kani Bülletter mehr kriegt.“

Ob ich dasselbe nicht auch meinem Töchterchen sagen könnte? Schweinschaxerln sind eine gute Speise. Besonders wenn man einen Sommer lang nichts als Kürbis gegessen hat...

Aber ich fand keine Zeit mehr, zu einem Entschlusse zu gelangen. Der Götterstärke meines Franzstädter Riesen war die Menge gewichen, wie ein gieriger Hai im Kielwasser eines Dzeandampfers war ich hinter seinem breiten Rücken dreingeschwommen. Nun standen wir vor dem Kassenschalter.

„Zwa Bülletter in der ersten Reih' für'n Sonntag. Zum „Fekete Iovas“.“

Ein fragend vermundertes Gesicht am Schalterfenster. „Fekete Iovas?“ Das geht ja im Nationaltheater!“

„Na — und?“

„Und hier ist die Kasse der Nationaloper.“

„Und is des net aa Teifel?“ fragte mein guter Riese ahnungslos. „Is a Oper vielleicht ka Theater?“

Es dauerte lange, bis er begriff, um was es sich handelte. Und als er seinen Irrtum endlich doch eingesehen hatte, dat er solch einen wilden Fluch, daß man ihn in einem gestielten Hochdeutsch gar nicht wiedergeben kann. Und eilte so

nachdrängenden Menge geschoben und gestoßen, hilflos in seinem Kielwasser zappelte, bis auch ich wieder draußen im Freien stand. Zwar nicht im Besitze eines Opernſitzes, dafür aber im immer noch rieselnden Regen.

Rudolf Kleinede.